

Frank Keil

Nicht allzu viele Worte und dennoch enorm viel Bedeutung

Immer diese langen Texte. Immer diese endlosen Romane. 1000 Seiten – und mehr. Es geht auch anders: runterdimmen, um wieder auf Touren zu kommen.

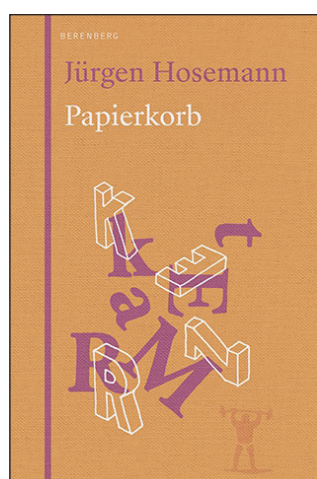
Der Text, der jetzt folgt, muss sehr knapp ausfallen. Er kann nicht lang werden. Das liegt nicht nur an seinem Gegenstand. Aber auch und wesentlich. Es liegt aber zunächst an der Form der Texte, die man auf jeder Seite vorfindet, wenn man das (ohnehin) schmale und dünne Büchlein aufschlägt: zwei Sätze lang, oder auch mal vier. Oder drei Sätze oder fünf. Manchmal steht da auch nur ein Satz! Ein einziger Satz. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.

Es sind Sätze – auch Aphorismen, wenn man mag – oder eine Art Zitate über das Schreiben und das Lesen, das ersterem folgt. Es sind Beobachtungen und (ja!) Erkenntnisse über die vielschichtige Welt der Literatur (die eine große sein soll, wie man überall lesen kann), im Kleinen und Großen und Besonderen und Einzigartigen.

Hosemann schreibt: »Ohne schlechtes Wetter gäbe es keine Literatur.« Und lässt uns dann allein. Er schreibt: »Die Deutschlehrerin träumt nicht/ von null Fehlern im Diktat.« Und man kann nur zustimmen.

Es geht um Bücher, um literarische Bildung (wie man das allgemein *verlegen* nennt), um Lesungen, um das Verlagsleben, auch das Verlagsgeschäft; es geht um die Hoffnung auf Ruhm, entsprechend geht es um Vergeblichkeit und Misserfolg und Scheitern auf der ganzen Linie: »Meine Karriere als Autor begann mit einem/ ungeheuren Paukenschlag, den niemand hörte.« Es geht um Träume, es geht um das Aufwachen danach – und vorher. Auf jeder Seite vier, fünf *Stellen*. Man kommt in einen Sog (versprochen): »Ich, verloren zwischen dem Wunsch,/ mich auszudrücken und die Fähigkeit dazu.«

Und keine Sorge, vor allem wenn man das von früher her kennt: dieses Sprücheklopfen der Gebildeten (oder die sich dafür hielten oder mit etwas Glück so angesehen wurden). Alte Herren, noch unmodischer gekleidet, die plötzlich



Jürgen Hosemann

Papierkorb

Berlin: Berenberg Verlag 2023

128 Seiten | 20,00 Euro | ISBN 978-3-949203-42-8 | [Leseprobe](#)



© aoo3771 | photocase.de

so ein Zitat *raushauten!* Im Stehen, im Sitzen, am Kaffeetisch, mit gewichtiger Stimme, als würde nur diese Redewendung, dieser Einwand, diese *aufgesparte* und gleichzeitig jederzeit parate Lebensweisheit in diesem Moment genau passen. Und die dann triumphierend, Kopf-auf-mageren-Hals hochreckend, in die Runde schauen. Na, bin ich schlau? Hält jemand mit? Erst war es etwas von Wilhelm Busch oder etwas Lateinisches oder etwas Griechisches, später wurde es Adorno (manchmal noch kurz Foucault). Das geht heute natürlich heute nicht mehr, auch wenn es schon früher nicht ging. Und das weiß Jürgen Hosemann selbstverständlich und deshalb schreibt er in seiner Knappheit immer zugleich auch gegen die Knappheit an, misstraut ihr selbstverständlich und versucht sich ihrer zu erwehren. Und er schaut so immer zuerst auf sich. Und dann auf sich. Noch mal auf sich und vielleicht etwas später auf die anderen.

Er notiert: »Lyrik war wenigstens kurz.« Oder: »Erneut kamen zu wenig Interessierte für mein/ Textseminar in der Alten Schlachtereier.« Auch nicht schlecht: »Und dann kam auch schon Seite 1238.« Es gibt wunderbare, auf den Punkt gebrachte Abrechnungen über den Literaturbetrieb, der ja wie wir alle immer auf der Suche nach neuen Trends und neuen *Präsentationsformen* ist, statt einfach

etwas vorzulesen, also: »Wenn ich ehrlich war, mochte ich es nicht besonders,/ dass während meiner Lesung ein anderer Mann auf/ der Bühne Posaune spielte.«

Manches auch ist und bleibt in seiner Prägnanz einfach wunderbar rätselhaft und öffnet große Assoziationsräume, etwa: »Interessant sind die Bücher, die hinter/ das Bücherregal gefallen sind.« Will jemand aufstehen und nachschauen? Oder eine meiner Lieblingspassagen (die man ruhig *doof* finden kann, aber ich finde sie einfach klasse:) »Einmal habe ich Friederike Mayröcker in Wien in/ der Straßenbahn gesehen, aber es war dann doch/ nicht Friederike Mayröcker und auch nicht in Wien.«

Jürgen Hosemann arbeitet als Lektor (ließe sich sagen, er *ist* Lektor? Vorsicht, Vorsicht, Freudenchen!, sage ich zu mir selbst). Er schaut also auf die Texte (aus denen Bücher werden sollen, erhofft und im besten Falle) der anderen. Er oder sie liest erst, merkt an, streicht weg (ganze Passagen!), gibt Ratschläge für Ergänzungen, nickt manchmal, wenn ein paar Sätze glatt durchgehen, zückt dann wieder den Stift oder drückt eine Tasten-Kombination zum »Entfernen« (meistens), zum »Ergänzen« (eher selten) oder zum »Zustimmen« (immer) – so stelle ich es mir vor.

Ich habe mal einen jungen, selbstverständlich hoffnungsvollen Schriftsteller interviewt, der bekannte, er habe bei seinem Romandebüt alle Änderungsvorschläge seiner Lektorin ohne jeden Einwand und vor allem ohne jeden Widerstand akzeptiert und es habe sich sehr stimmig angefühlt; sie sei schließlich seine Lektorin und wenn er ihr nicht vertraue, was solle das dann, wenn er ihre Änderungsvorschläge wieder ändere und sie korrigiere dann wieder seine geänderten Änderungsvorschläge, so ungefähr drückte er sich aus. Das Buch wurde sehr erfolgreich (zu Recht, weil einfach sehr gut): »Kleine Paläste« von Andreas Moster, tolles Ding. Andererseits bin ich gerade in dem phantastischen neuen Buch von Judith Hermann »Wir hätten uns alles gesagt«, ihre Poetik-Vorlesung, zum Schluss hin förmlich über die Stelle gestolpert, wo sie aufschreibend erzählt, dass sie nach dem Treffen mit ihrem Lektor und dem entsprechenden Durcharbeiten des jeweils kommenden Buches regelmäßig von Migräne-Anfällen und dem Grundgefühl von unausweichlichem Krank-werden geschlagen werde (diesmal sogar schon bevor sich die beiden zum Lektorieren gemeinsam an einen Tisch setzten). Lektor- oder Lektorin-sein ist also einerseits ein Beruf – und dann offenbar so viel mehr. Vermutlich ein Mysterium.

Warum das nicht unwichtig ist? Jürgen Hosemann hat sozusagen vor etwas mehr als zwei Jahren die Seiten gewechselt. Vom Lektor zum Schriftsteller, der nun selbst lektoriert werden muss, mit »Das Meer am 31. August«, auch das ein gelungenes Werk, ein spannendes Beobachtungs- und Beschreibungsbuch, durchaus verankert in der Konzept-Art, aber das ist noch eine andere Spur in andere Richtung.

Man kann sich jedenfalls vorstellen, dass einem so ein Wechsel nicht eben einfach fällt. Dass man zögert, erstarrt, alles noch mal überdenkt, doch zurückfindet und schließlich springt – wie zum

»Eine Zeitlang hatte ich mir vorgenommen, jeden Morgen den ersten Satz zu notieren, der mir beim Aufwachen in den Sinn kommen würde. Aber es war immer nur ‚Was, schon so spät?‘«

Jürgen Hosemann

ersten Mal vom Drei-Meter-Brett, wenn alle zuschauen, und was ist bloß, wenn es schief geht, so stelle ich mir auch das vor.

Und diese Vorsicht ist geblieben, diese Skepsis auch; die Vermutung, dass der Applaus nicht selbstverständlich von nun an anhalten wird; auch die Einsicht und die Erfahrung, dass das Wort um Wort schreiben schlicht solide Arbeit ist und der ganze Glitter drumherum maximal kurzfristig ablenken kann, ob man – ganz altmodisch – etwas mitzuteilen und dieses dann auch sprachlich/schriftlich gestalten kann, dass man eines Tages zeigen muss und auch beweisen; und das Beste ist: Hosemann überreizt sein Prinzip nicht. Er hört immer rechtzeitig auf, wenn er dabei ist *auf den Punkt* zu kommen. Er hat einfach ein verdammt gutes Timing.

Oha! Ich habe gerade zwischengelesen, das macht man beim Schreiben fast automatisch und ich merke: Dieser Text ist gar nicht kurz geworden. Sondern – im Hosemann'schen Sinne – ganz schön lang. Mal schauen, ob er jetzt auch funktioniert. Ich bin selbst gespannt; was weiß man schon von dem, was man schreibt, wenn man sich selbst überlässt.

Okay, einer noch, das fällt mir jetzt ein – und das funktioniert jedenfalls einfach so wunderbar bei diesem Buch, diesem großartigen, dass man immer noch eine nächste Seite blättert und liest und weiterblättert und weiterliest und immer so weiter bis ans Ende aller Tage, also nur noch einer noch: »Ich war ein Mann, der sich sein ganzes Leben/ mit Literatur beschäftigt hatte, und ich wusste,/ die beiden Grundprobleme der Männerliteratur/ (Männer, Literatur) waren lösbar.« 🦋



Autor

Frank Keil

liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text **orangefarbige Begriffe** sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2023): Nicht allzu viele Worte und dennoch enorm viel Bedeutung. Jürgen Hosemann's »Papierkorb« (Berlin 2023, Rezension). maennerwege.de, Juni 2023.

Keywords

Literatur, dann Literatur und schließlich: Literatur; Schreiben; kurze Form, sehr kurze Form und noch: äußerst kurze Form; Nachdenken und Nachspüren; Innehalten; Weiterschreiben; Literaturmarkt; Eigensinn

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.